

Der zweit' Thoma.

Stige von Termino Bilingen.

Die Sonne hatte Meister Thoma auf dem Felberger nicht gelacht. Sie ignorierte es vollständig, daß man sich im August befand und es doch eigent- liche ihre Pflicht gewesen wäre, sich in ihrem vollen Glanz zu zeigen. Sie ließ den schwarzen Wolken am Him- mel unbekümmert den Vortritt, ließ den Wind nach Herzenslust wallen und dachte wahrscheinlich: Was du nur — Meister Thoma aber lächelte trotz- dem gar mild und ein wenig schall- haft unter seinem großen Hut hervor, als er des Morgens um acht Uhr im Wintermantel im Wagen saß und sich ihm ein Dugend Abschied nehmender Hände entgegenstreckten. „Wie mich jetzt auch das freut,“ sagte die Felberger Wirtin, die mit einer Anzahl Gäste dem Davonfah- renden nachschaute, „ich kann's gar nicht fassen, wie mich das freut, daß wir den berühmten Hans Thoma unter unserm Dach g'habt habe.“ Stand da ein kleiner Mann neben ihr, der eine fürchterliche Cigarette rauchte. „Hm,“ machte er, „nehmen Sie sich in acht; mit Berühmten ver- kehren, ist nicht so ohne. Macht fast immer Unkosten. Haben Sie gesehen, wie er gelächelt? Ja, ja! Ich spreche nämlich aus Erfahrung. Ich machte einmal vor nicht langer Zeit einen Ausflug mit so einem Herrn. Er war Sänger. „Haben Sie kleines Geld?“ fragte er, dann, bitte, legen Sie die Zedde für mich aus.“ Sollten Sie glauben, ich habe nie einen Pen- ning von meinem ausgelegten Geld wiederbekommen.“ „Dorüber kann ich Sie beruhigen,“ sagte die Felberger - Muetter, „der Herr Maler Thoma hat seine Zedde bezahlt wie jeder andere.“ Innerlich dachte sie: Ich das ein mißliebiger Kerl, und ging ihrer Wege. Gleich am anderen Tag kam die Sonne, und der Felbergerhof sah die Zahl der Gäste, die nach Plaz verlangten. Ein ununterbro- chenes Kommen und Gehen in den Wirtschaftsräumen, ein Rufen und Begehren. Die diensttuenden Maidli flogen nur so mit hochrothen Köpfen. Da und dort, bald in diesem, bald in jenem Raum, tauchte die Gestalt der Felberger - Muetter auf. Sie redete mit den Gästen, schaffte Plaz, wo's fehlte, und nichts entging dem Blick ihrer alles überlebenden Augen. In dem lauten, ewig wechselnden Ge- triebe der ruhende Pol, um den sich alles drehte. Auf dem zugigen Gang draußen stand schon lang ein Büllein von un- gefähr elf Jahren. Mit der Miße in der Hand stand's da und schaute jeden Vorübergehenden mit großer Ehr- furcht an. Er hatte auch eine Frage auf den Lippen, aber er traute sich nicht damit heraus. Die Sprache der an ihm vorüberziehenden Städter schüchtere ihn ein. „Was ich denn mit dir,“ wurde er plötzlich mit den Lauten seiner Heim- at geangerebet, „was tust du drauße, warum kommst du nit rein?“ „Ja, ich bin ich. Was hast auf'm Herze?“ „Ich will zum Maler Thoma.“ „So so.“ Sie nahm den Buben mit in die Wirtschaft. „Jetzt sag mir, was soll er, der Maler Thoma?“ „He, der Bader laßt ihn schön grüße, und er soll au so ein berühm- ter Mann aus nit mache.“ „Bohtausend,“ verwunderte sich die Felberger - Muetter, „wo bist denn duheim, Bülbli?“ Er nannte ein fast drei Stunden entfernt liegendes Dorf. „Was, so weit kommst du her,“ be- wahrte ihn die gültige Frau, „und jetzt ist er grad gestern fort, der Maler Thoma.“ „O Herr Zegerle,“ fing das Büllein an zu schluchzen, „da wird er schön schimpfen, der Bader.“ Die Felberger - Muetter klopfte ihm die Schulter: „Komm, trinkst ein gut Kaffeel und ischst ein recht's Stück Brot dazu. Wirklich Hunger habe wie ein Bär.“ „Nei,“ versicherte er unter Thrä- nen, „wie zwei Bäre.“ Als der Kaffee vor ihm stand, war aller Schmerz dahin, und der kleine Mann bewahrheitete seine Behauptung in der erfreulichsten Weise. Die Felbergerin sah ihm mit Ver- gnügen zu und meinte dann nach einer Weile: „Kannst du denn auch was, wenn du ein Maler werden willst?“ „He jo,“ nickte er, „der Bader sagt, ich sei der zweit' Thoma. Da schau, Gasthoferi, ich werde schaum! Der Bader hat g'sagt, jetzt wird's d' Gasthoferi g'wiß g'iet merke, was du g'macht hast.“ „Meinst du?“ Sie legte die Brille auf, und abert- mals mußte sie das Nachwort lang- mützig und von allen Seiten betrach- ten, bis sie endlich zu dem Schluß kam: „So, jo, jetzt könnt's allesfalls e Sau sein.“ „He nei,“ schrie er in heller Ver- zweiflung auf, „ist ich's jo selbige Frau mit dem Tüchle um den Kopf. Ihr müßt sie doch kenne. So schau doch recht, Gasthoferi!“ „Hm, hm,“ lächelte diese. „Freili ich sie's,“ behauptete er, „die ich jo so schön mit ihrem Tüchle.“

Tüchle um den Kopf, die's Zahnweh hat.“ „He nei,“ begehrte der Bub mit vollen Waden auf, „e Sau isch's.“ „So jo. Ja weisch, Bülble, solang man deine Sache nit ertenne kann, so lang derisch auch noch nit damit zum Maler Thoma. Du muscht noch viel, viel lerne, bis du so weit bist. Sag das dem Bader. So schnell geht's nit mit dem Berühmtein. Der Herr Thoma isch's erst worde, wie er schon weisse Haar g'habt hat.“ Das Bülble war satt, und so nahm es die Enttäuschung gelassen hin, steckte sein Hestli in die Tasche und zog mit einem „Ich dank au' schön“ ab. Der kleine Herr mit der fürchter- lichen Cigarette stand wieder da, lachte und meinte: „Hab ich's Ynen nicht gefagt, daß es nicht ohne ist, mit Be- rühmtheiten zu verkehren? Man kommt immer zu kurz. Jetzt können Sie den Buben mindestens sechsmaal im Jahr satt füttern. Der kommt immer wieder, bloß weil der Hans Thoma ein paar Tage unter Ihrem Dach war. So ist's, wenn man mit Berühmtheiten umgeht.“ „Das macht nit,“ sagte die Felberger - Muetter, „das isch mir unser Hans Thoma noch lang werth.“ Auf den nassen Sommer folgte ein wunderschöner Herbst. Aber kaum war das Herbsttaut abgeblüht, da lag auch schon der Schnee auf den Höhen und den sich weithinstreckenden Mat- ten. Auf dem Felbergerhof aber ging's noch einmal so wild und toll zu wie zu den Zeiten des Hochsommers. „Sti Heil! Sti Heil!“ Man hörte nichts anderes. Auf diesen sich end- los hinwandelnden Schneemassen flogen, sausten und purzelten die Menschenlein herum, daß es ein Gemüß war wie auf einem mächtigen Ameisenhaufen. Im jugigen Hausweg zog's noch mehr als sonst, denn immer ging's klapp, klapp mit den Schritten, und be- schneite, verriefe Gestalten, von denen nichts als die Nase zu sehen war, stürmten in die große, behaglich warme Wirtschaft, tranken schnell eine heiße Uedruckede (Limonade) und stürmten wieder davon, die Augen voll Winterlust, die Wangen bren- nend roth und das Herz voll von den wunderbaren Abenteuern, die sie da draußen im Schneereich befaßten. Durch den Lärm und das Gethu und Geschrei schritt ruhig wie immer die alles beherrschende Felberger- Muetter; den warmen Pelztragen um, die Hände in der großen Muffe. Und sprach dort ein Wort und half hier mit einem Rath, sah überall, wo's fehlte, und streckte auch die Nase hinaus in's zugige Gänge, wo gewiß der Schnee wieder haufenweis lag. Und da eine kleine, über und über verriefte Gestalt, ein wahres Schneemännle, das man für einen lustigen Scherz hätte halten können, wenn nicht ein Paar junge, braune Augen so recht lebendig unter den weißen Brauen hervorgeschaut hätten. „Wo kommst du denn du her?“ fragte die Felberger - Muetter, „bist ja ganz blau vor Kälte!“ „Renne ich mich denn nimm,“ fragte der Kleine, „ich bin ja der zweit' Thoma.“ Schon stand er in der warmen Stube. „Schnell, ihr Maidli, ein heißer Kaffee! So, jetzt ist und laß dir's schmeide.“ Das Bülble war auch sofort bereit, der freundlichen Einladung nachzu- kommen. Aber o weh, die steifgefro- renen Finger versagten den Dienst. „Komm, nimm mein Muff,“ sagte die mitleidige Frau, „ich will dich der- weil füttern.“ Gesagt, gethan. Sie hielt ihm die Laffe an den Mund und stopfte das Brot hinterher. „Das nennt man ein hungri- ges Bülble,“ lachte sie auf, „beiß auch, schluck die Brode nit ganz runter.“ „So hat mer's g'wiß im Himmel!“ Es dauerte nur wenige Minuten, und das Bülble war so weit, sich selber helfen zu können. Er thate gründlich auf, und ber- zu Wasser gewordene Schnee floß an ihm herunter wie ein Wäschlein, so daß sich eine große Lache um seinen Stuhl bildete. Die Felberger - Muetter aber be- gann: „Jetzt sag mir nur um's Him- melswille, was fällt dir auch ein, bei dem strengen Wetter den weiten Weg da raus zu mache?“ „He,“ meinte er, „ich müßte doch mei neup's Bülble sehl!“ Er zog das ganz steif gewordene, über und über beschmutzte Hestli aus der Tasche. Da schau, Gasthoferi, ich werde schaum! Der Bader hat g'sagt, jetzt wird's d' Gasthoferi g'wiß g'iet merke, was du g'macht hast.“ „Meinst du?“ Sie legte die Brille auf, und abert- mals mußte sie das Nachwort lang- mützig und von allen Seiten betrach- ten, bis sie endlich zu dem Schluß kam: „So, jo, jetzt könnt's allesfalls e Sau sein.“ „He nei,“ schrie er in heller Ver- zweiflung auf, „ist ich's jo selbige Frau mit dem Tüchle um den Kopf. Ihr müßt sie doch kenne. So schau doch recht, Gasthoferi!“ „Hm, hm,“ lächelte diese. „Freili ich sie's,“ behauptete er, „die ich jo so schön mit ihrem Tüchle.“

Grad wie ihr's g'fagt habt. Und 's Zahnweh hat sie au. Jo, hat der Bader g'fagt, die hat g'wiß 's Zahnweh. Jetzt soll ich glei vom Felberger uf Karlsruh gehe, hat er g'fagt. Ich hab ein Paar Strümpf im Ruckel und der Ruetter ihr Bettbüschle. Ich soll nur glei in der Lehr bleibe beim Meister Thoma, hat der Bader g'fagt. Bis zum Sommer hab ich Zeit.“ „Ja, liebs Bülble,“ sagte die Felberger - Muetter und gab sich alle Mühe, ernst zu bleiben, „schau, 's thut mir ja leid, aber ich kann dir nit helfe. Du muscht halt wieder heim. Sie thäte dich ja fürchtig aus- lache in der Residenz, wenn du mit so eine Nachwort ankämt. Solang man nit auf den erste Blick weis: Das isch e Frau, und das isch e Sau, so lang isch's noch nit mit deiner Kunst.“ Das Bülble brach in bittere Thrä- nen aus. „Nsch dir's denn gar so leid?“ fragte die Felberger - Muetter. „He nei, wegen mir isch mir's nit, aber der Bader schlagt mich ja halber todt, wenn ich nit beruhigt werd.“ „Was mache wir denn da,“ besann sich die Felberger - Muetter, „da müßt mer doch helfe könne.“ Horch, Bülble, wie wär's, du bringst im Bader eine Flasch Wein mit — vieleicht geht's dann gnädig ab mit dem Hau. Was meinst du?“ Die Augen des Kleinen leuchteten wie Sternlein auf: „Dann haut er mich g'wiß nit,“ jubelte er, „nei, dann haut er mich nit. Um e Flasch Wein thät er uns alle herge — sammt der Muetter.“ „Da isch uns ja g'holfe.“ Die Flasche wurde sorgsam einge- wickelt und in den Rucksack gepackt. Ein Laib Weißbrot dazu. Das Bülble vergaß des Dankes vor freudigem Eifer, mit seinen Schätzen heimzukommen. Er vergaß sogar sein Hestlein sammt seinen Künstler- ambitionen. Die Felberger - Muetter lugte ihm durch's Fenster nach, wie er hur- tigt die Stiegschnalle und wie's Wetter davonfuhr. Schönheit und Farbewirkung. Raum machen die Frauen sich eine klare Vorstellung von dem Begriff der Mode. Sie unterwerfen sich ihrem tyrannischen Regiment, ohne sich zu sagen, daß zuweilen eine neue Mode einem augenblicklichen Einfall, einem zufälligen Geschehnis entpringt, das im Moment wirkte und daher nicht für jeden Menschen gleichsam zu sein braucht. Die Mode des Directoire ist nun gewiß nicht für alle Damen gleichsam, allzu schlante und sehr starke Fi- guren werden durch die moderne Toi- lette bestimmt keine Hebung ihrer Reize finden. Man wird in diesem Falle die Farben zu Hilfe nehmen müssen und wird sich am besten dabei nach den Gesetzen der Kunst richten. Soll ein Kleid wahrhaft schön und vornehm wirken, so wird die Farben- wahl künstlerisch sein müssen, und ge- nau abgetoht, damit sie auch zu den Nuancen des Teints und des Haares paßt. Zu rothblondem Haar wird man als Hintergrund vorzüglich schwarz oder mattgrün wählen, wäh- rend brünette Frauen ein getöntes Gelb, ein dunkles Blau und mattes Violett zur Hebung ihrer Schönheit an- legen müssen. Im Allgemeinen kann man den Grundfarb aufstellen, daß blonde Frauen mit einer garten Haut- farbe nicht so wäherlich und vorzüglich in der Wahl der Farben zu sein brauchen, wie es dunkle sein müssen. Doch nicht nur auf die Schönheit, nein auch auf die feistliche Stimmung haben die Farben einen großen Ein- fluß. Jeder Mensch hat gewiß schon die Erfahrung gemacht, wie nieder- drückend ein grauer Himmel, bei dem wir wochenlang die blaue oder weiße Tönung vermissen, wirkt. Es ist in diesem Falle nicht die Abwesenheit der Sonne allein, die unser Gemüth ver- düstert, es ist, wie große Psychologen feststellen haben, der Einfluß der grauen Farböne. Als Beruhigungsmittel für geistig stark erregte Men- schen hat man Farben gewählt, die in diesem Sinne das Gemüth beeinflus- sen, und es wäre demzufolge thöricht, wenn eine Frau, die den Mann zu einer Erklärung gern veranlassen möchte, zu diesem Zweck ein graues oder blaues Kleid anlegen wolle. Die rothe Farbe hingegen wirkt zündend auf die Begeisterung und hebt im vortheilhaftesten Lichte alle Reize, und die gleiche Wirkung wird dem Gelb zugeschrieben. Man wird also am besten start mit sich zu Rathe gehen, ehe man die Farbe eines bedeutungsvollen Kostüms wählt. Man bedenke dabei, daß wir die ro- manischen und Maskeformen haupt- sächlich deshalb so schön finden, weil sie die Farbewirkung betonen und nicht in allzu großer Verwirrung der Kör- perlinie eine gleichgültige und langweilige Farbe bevorzugen. — Ach so! Herr: „Na, das macht mir g'rad keine Freude, daß sie im Pensionat war, so ein Pen- sionatsgänsschen habe ich nicht gerne!“ Vermittler: „Was wollen Sie denn, das war vor zwanzig Jahren!“ — Kann sein. „Ist Ihnen schon mal eine Frau durchgegan- gen?“ — „Nein.“ — „Dann wissen Sie nicht was Glück ist.“

Dämmerstunden. Die Stunde zwischen Licht und Finsterniß, die Dämmerstunde, bringt oft einen unsichtbaren, freundlichen Gast in unser Haus, die Poesie. Mit- ten in die Prosa des Tageswerks hin- ein will dieser Gast gerade den diebe- schäftigten Hausfrauen ein Stückchen Frieden in's Herz tragen, will wohl- thühend den Uebergang vom Licht zum Schatten verschönen. Wie wenige Frauen aber heißen diesen Gast willkommen! Wie wenige geben ihm Raum für ein halbes Stündchen, damit er sich in der ge- heimnißvollen Atmosphäre der Däm- merstunde einnisten kann, damit er wirklich den Frieden bringt! Die meisten fleißigen Hausfrauen wollen nichts von der kostbaren Arbeitszeit hergeben, wollen die wallenden Schleier der Poesie nicht sehen, die mit dem erwachenden Dunkel daherkom- men, und zünden ohne Erholungs- pause sofort das Licht im Zimmer an, sobald der Tag sich neigt. Diesen Frauen geht viel von einem wunderbaren Glück verlohren. Vor allem denen, die Sattinnen und Müt- ter sind. Wenn es irgend thunlich, so lassen sie die Dämmerstunden, und fesseln sie für eine winzige Spanne Zeit, ausnützen, zum Segen ihres eigenen Herzens. Und wäre es nur einmal in der Woche! Man wird sich diesem eigenen Reiz der Dämmer- stunde nicht verschließen können, wenn man ihn nur einmal voll genossen hat. Da sind zuerst die Ehegatten. Wie oft findet sich so in einer heimlichen, dunklen Stunde Hand zu Hand, wie oft kommt da das gemütliche, unmo- derne Sofaechen wieder zu Ehren, wie oft wachen da alte, süße Bilder vor Mann und Weib auf, die man bei Tageslast und Tagesarbeit schon längst vergessen geglaubt! Eine lie- bende Frau hat den Faden in der Hand, der des Mannes Seele zu der ihren unsichtbar herüberführt; sie kann bitten, lachen, sie kann leise, leise manch verstaute Sorge des Lebensge- fährten in heimlicher Dämmerung herausfühlen, wo das Herz leicht ver- räth, was der stolze Mund ver- schweigt. In dunkler Stunde wacht die Liebe auf. Auch bei Mittern mit ihren Kin- dern. Die Kleinen, die sich müde ge- spielt haben, wollen nicht sofort mit dem heißen Aeuglein in das Licht schauen, wenn der Tag scheiden will. Sie wollen auch ihr Feiertändchen im Spiel haben! Auf Mütter's Schoß wollen sie, der Mutter Hand in der ihren, sitzen und der Mutter die klei- nen Herzen ausschütten, ehe der Sandmann kommt. D köstliche Zeit der Dämmerstunde, wenn im warmen Ofenwinkel die kleine Schaar sich vor Seligkeit nicht zu rühren mag! Wir schließen sich die jungen Seelen auf und geben, was sie geben können, nehmen, was die Mutter gibt von ihrer Liebe, hören zu und lernen be- greifen... kurz, das Kinderglück steht in vollster Blüthe und läßt für späte, späte Tage noch einen Glanz dieses Glückes zurück. Doch auch die erwachsenen Kinder müssen zu ihrem Recht kommen, wenn das Tagesgeschäft verblüht und die Mutter sich dem erwachsenen Kinde als guter Kamerad, als treuer Freund offenbart. „Erzähl mir... ich verstehe dich ganz genau, mein lieber Junge.“ Und der moderne Sohn, der sonst im Tageslicht verlegen lächelt die Zärtlichkeiten der Mutter abwehrt, hält im lichtlosen Zimmer ganz unge- wohnt still, wenn weiche, gültige Hände ihm über's Haar streichen und die Mutter mitläßt zu seinen Jugend- thörheiten und die Mutter mit jung ist, als sei auch ihr Haar noch blond... Die erwachsene Tochter braucht diese Dämmerstunden vielleicht am allermeisten. Junge Mädchen hüllen sich so wie so ganz in Poesie und Hei- mlichkeit. Und was Mütterchen sonst nie erfahre hätte... daß Er so wunderwolle Augen hat, daß Er ge- stern auf der Eisbahn nur mit ihr ge- laufen, daß im Herzen oft ein so un- erklärlicher Schmerz mit jäher Freude wechelt... das bringt der Zauber der Dämmerstunde leicht über junge Lippen. Man's gutes Samenorn aus der Mutter Herzen sieht die Dämmerstunde in das des werdenden Weibes fallen, aufgehen und Früchte tragen! — Grund genug. „Warum hat Sie der Hausherr denn schon wieder gesteigert?“ — „Weil jetzt nur noch geruchlose Autos hier vorbeifahr- ten.“ — Rücksichtslos. Stubiosus: „Was, Sie kündigen mir die Woh- nung, weil ich nicht bezahlt habe — da hätten Sie mich doch erst steigern müssen!“ — Ueberflüssig. „Du, Ba- ter, warum sagst man denn „guten Appetit“, aber nicht „guten Durst?“ — „Weil's böß nit braucht!“ — Vom Kasernenhof. Unter- offizier: „Nun, wird's bald? Her- aus mit der Sprache! Was haben Sie zu Ihrem Kameraden g'sagt? Reden S' nur freich von der Leber weg... Wozu haben S' denn Ihre Leber!“

Gleichheitshoffnungen der Frau. In tiefstinner Weise hat eine deutsche Denkerin, Lucia Dora Froit, das Verhältnis von Mann und Frau, und speziell die Hoffnungen der Frau auf Gleichstellung mit dem Mann, behandelt. Sie begründet ihre Theo- rie von den Ueberbehauptungen im männlichen Organismus mit viel bio- logischer Gelehrsamkeit und sie sieht die Gleichheitsbestrebungen der Frau, besonders die geistigen, eben weil der Frau jene Ueberbehauptungen fehlen, recht steptisch an. Wie eine Stimme aus der Wüste, aber gewiß eine hö- renswerthe Stimme, klingt es heute, wenn Frau Froit schreibt: „Es ist für die Frau nit ganz unwichtig, ob man bei Gleichheitshoffnungen beharrt. Und die Theorie, die Ent- wicklung zu irgendwelcher Gleichheit für möglich hält, ist falsch. In nichts können wir gleich werden, nicht einmal ein gemeinsamer Schein von Bil- dung kann uns einen; denn noch un- sere Mißverständnisse müssen verschie- den sein. Der Weg zur Herrschaft ist weit, sehr weit und führt durch ein von männlicher Werthen und männlichem Selbstbewußtsein magne- tisiertes Feld. Wie wollen wir da ver- hindern, daß wir in Nachahmung ver- fallen und unsern Weg verlieren, wenn wir nicht die Polarität wahrten, wenn wir uns gerade unserer Eigen- heit zu entleeren suchen. Wir können nicht vom Manne lernen, wenn wir keine Unterschiede anerkennen, wie uns erst eine Methode aufzustellen erlauben, nach der wir von ihm lernen können. Der Jüngling lernt vom Manne, ohne ihn im üblen Sinne gelehrt zu sein. Er kann das, weil des Meisters Denkwiese seine Denkwiese sein kann: er ist verwandt mit ihm. Was kann aber die Frau ohne das Bewußtsein der trennenden Klüfte anders erreichen, als ihn gelehrt mißzuverstehen? Wie können wir zu geistiger Selbständig- keit etwa zugunommen unter der Herr- schaft des Gleichberechtigungsdogmas, haben wir unter ihm Trümpfe der Qualität gefeiert, Leistungen erreicht, die noch dem niedrigsten Weibe zu- gute kämen, wie die Thater großer Männer noch auf den elendesten Mann einen schwachen Abglanz werfen, und mit Recht werfen, weil sie Leistungen des Geschlechtscharakters waren?“ Was an Dauerndem existierenden ist, ist trotz der Gleichheitsbestre- bungen existierend. Muß nicht die Herr- schaft dieses falschen Dogmas dazu führen, diese mittelmäßige Nachah- mung schon als eine That, jeden falschen Erfolg als einen echten anzuse- hen, gerade die feinen und entschei- denden Wertunterschiede zu verwirren und schließlich den Mann noch als hohlen Phrasen zu verpöhlen, wenn er von seinem Besten spricht, nur weil wir nicht zugeben können, daß in ihm anderes und mehr steckt als in uns selbst? Das Gleichheits- dogma verhindert auch Verständigung. Wenn man zwei Wesen, die in tiefer, natürlicher Feindschaft zu einander stehen, auf eine krude Weise einander anzunähern versucht, so entsteht nicht Freundschaft, nicht Kameradschaft, nicht Liebe, sondern Haß. Es kann garnicht anders sein. Darüber darf man sich nicht täuschen: der Geschlech- terhaß wächst durch das Streben nach Gleichheit. Ueber die Zukunft der Frau wird jetzt auf lange Zeit ent- schieden. Mit dem Bemühen, es dem Mann gleichzutun, verurtheilen wir uns zur zweiten Rolle und können dem Wohl der Menschheit mehr schaden als nützen. Damit ist nichts zu gewinnen, wohl aber eine günstige Möglichkeit zu verschmerzen Feindschaft wird ewig bestehen. Nur ob sie Liebe oder Haß sein wird, das liegt ein wenig in unserer Hand.“ — Galgenhumor. „Ihnen ist schon wieder ein Stück durchgefallen?“ — „Ja, es ist gräßlich, wenn man so stückweise zugrunde geht.“ — Ihr Wunsch. Untersuchungsrichter: „Sie gestehen also die Verleumdung zu. Haben Sie noch irgend etwas vorzubringen?“ Aelte- res Fräulein: „Ich möchte gern vor einen Jugendgerichtshof kommen.“ — Fatale Schüchternheit. „Wie bist du mit Deinem neuen Meister zufrieden?“ — „D, der ist sehr nüchtern! Weil er sich seine Frau nicht zu prägen getraut, prü- gelt er immer mich!“ — Der blümt. A.: „Wie, Deine fleißige Frau war noch auf und stopfte Strümpfe, als Du diese Nacht nach Hause kamst? Du bist zu beneiden!“ B. (seufzend): „Ich wollte lieber, sie hätte schon geschlafen!“ — Im Dusei. Mann (der, et- was bescheid vom Stammtisch heim- kehrend seine schlafende Ehehälfte weckt): „Du, Alte, ich muß Dir was erzählen. Dem' Dir, der all' Mil- ler hat sich verlobt!“ Frau (unmu- thig): „Das häß' D' mir morg'n aus sag'n tönna; desweg'n häßt' z nit' brauch, daß D' mi' aus 'm best'n Schlaf aufweckst!“ Mann: „Ja weicht D', i' hab' bentt, wenn i' Dir's nit heut' noch erzähl', nach- tannt D' die ganze Nacht nei schlaf- fen!“

Für die Küche. Warmer Kartoffelsalat. Dreiviertel Oberstufe milder Essig und zwei Oberstufen Wasser nebst et- was Salz und Pfeffer kocht man rasch auf, gießt es in einen Napf und fügt eine geriebene kleine Zwiebel, ein bis zwei Löffel feingehackte Petersilie und drei bis vier Eßlöffel zerlassene Butter, die aber noch ganz gelb sein muß, dazu, verührt alles gut und mischt die noch ganz warmen Kartoffel- scheiben schnell darunter. Der Salat wird nach Salz, Pfeffer, auch nach Zucker abgemischt. Man kann auch an Stelle der zerlassenen Butter Spei- sel nehmen. Die Kartoffeln müssen frisch in der Schale gekocht, abge- gossen, abgedampft, schnell abgezogen und in Scheiben geschnitten werden. Kleine mürbe Krappen. Man rührt ¼ Pfund Butter zu Schaum, verührt diese mit 3 Eiblot- ter und ¼ Pfund Zucker, mischt nach und nach 10 Unzen Mehl und die ganz fein gewiegte Schale einer Citrone hinzu, formt davon ganz kleine Kugeln, brüht mit dem Finger in jede eine Vertiefung, bestreut sie mit Grob- und feinstem Mehl und läßt sie langsam auf einem mit Butter bestrichenen Blech. Wenn sie aus dem Ofen kommen, füllt man die Vertiefung mit Marmelade aus. Reis - Torten mit Apfelsin- en. 2-3 große schöne Apfelsinen werden dünn geschält, die gelbe Schale, an der die weiße, filzige Haut nicht bleiben darf, wird in feine Streifen geschnitten und in Wasser weich ge- kocht. Der Reis wird gewaschen, ab- getropft, gebrüht, in reichlichem Was- ser halbweich geküchelt, abgekochten, mit feinem Wasser abgeseigt und zum Abschöpfen in ein Sieb geschüttelt. Nun läutert man in Stücke geschnittenen Zucker mit etwas leichtem Weiß- wein zu dicklichem Syrup, gibt die ge- kochten Apfelsinenscheiden, den Saft der drei Apfelsinen und einer Citrone und den Reis hinein, fügt noch ein Glas Wein dazu und läßt den Reis noch eine halbe Stunde auf heiser Stelle darin dünsten und die weichen (hoch muß er körnig bleiben), worauf er zum Erkalten gestellt wird. Inzwi- schen hat man aus Würbeite einen mit fingerstarkem Rand versehenen Tortenboden dunkelgelb gebacken, füllt, wenn er erkalte ist, den Reis recht allat darauf und belegt ihn mit in Zucker gewendeten Apfelsinenscheiben. Fleischsülze. 1½ Pfund Schweinefleisch, 12 Unzen Rindfleisch, und zwei bis drei sehr gut gefärberte zwei bis drei sehr gut gefärbte Kalbsfüße, die man in einige Stücke zerhackt hat, werden mit so viel Was- ser, daß das Fleisch gehörig damit be- deckt ist, und dem nötigen Salz zum Kochen gebracht. Nachdem man die Brühe abgeschäumt hat, fügt man zwei bis drei kleine Zwiebeln, ein Lorbeerblatt, einige Pfeffer- und Ge- würzkörner und ein paar Nelken hin- zu und läßt das Fleisch über gelindem Feuer langsam weichkochen, nimmt es heraus und läßt es erkalten. Die Brü- he wird durch ein Sieb gerührt, ent- fettet und, mit ein wenig mildem Es- sig gemischt, noch ein Weichen gekocht. Inzwischen schneidet man das Fleisch nebst etwa vorhandenen Braten, Schinken- oder Rauchfleischresten und einer kleinen Pfeffergurle in Würfel oder dünne Scheiben und schichtet sie, mit der dicklichen, gut abgemilderten Brühe vermischt, in eine Porzellan- schale, läßt die Masse an kühlem Ort erstarren und stürzt sie auf eine Schüssel. Schweißsüßigkeiten in Gelee. Man hat die mageren Rippen kurz, schneidet sie so, daß zwei aneinander bleiben und kocht sie mit mehreren Schweinefüßen in halb Wasser, halb Essig, fügt einige Lorbeerblätter, Ge- würzkörner, Salz, Nelken und Citro- nenschale hinzu, schäumt sie beim Ste- den gut ab und läßt sie so lange to- chen, bis sie ganz weich sind. Dann legt man die Rippen in einen Stein- topf, füllt die Brühe durch, kocht sie noch etwas ein und gießt sie abgeseigt über das Fleisch. Beim Gebrauch gibt man die Rippen mit einem Theil des Gelees, worin sie liegen, mit grünem Salat und Butterbrot Abends zu Tisch. Gebäckene Chokoladen- speise. 3 Unzen frische Butter werden zu Sahne gerührt, dazu nicht man unter beständigem kräftigen Rühren ¼ Pfund feinen Zucker, 7 bis 8 Eiblotter, ½ Pfund gekochene, feine Mandeln, einen Theelöffel Vanille- zucker, 5 Unzen fein geriebene Choko- lade und zuletzt den fleißig geschlagenen Schnee der Eiwäsche. Die Masse wird in eine mit Butter ausgestrichene Blech- oder feuerfeste Thonform ge- füllt und in mäßiger Denshöhe eine Stunde gebacken. Wird in der Form gleich nach dem Herausnehmen aufge- tragen. Sauerkraut. Sauerkraut be- kommt einen feinen, weinartigen Geschmack, wenn man unten in das Krautgefäß etwa 1½ Zoll hoch Weins- treiber oder Weintrauben giebt, diesel- ben mit Krautblättern überdeckt und sodann das Kraut oben darauf giebt. Das Ganze vergähet zusammen und das Sauerkraut bekommt ein groß- artiges Aroma.